

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 80 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk. für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18698.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauvorchrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Bellegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtaufgabe, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Der Reichstag hat gestern die Salonsteuer und das Schiedsgericht angenommen.

Die Budgetkommission hat gegen die Erhöhung des Soldatenlohnes Stellung genommen.

Der französische Finanzminister wurde von einem französischen Parlamentarier geohrfeigt.

Im britischen Bergbau drohen neue Differenzen.

Der Aufruhr in Indien.

Leipzig, 9. Juli.

Wir Sozialdemokraten sind keine Verherrlicher des politischen Mords. Unsere materialistische Weltanschauung, die die Triebfeder der menschlichen Geschichte in dem Kampfe der aus den objektiven ökonomischen Gegensätzen beruhenden Klassen erblickt, schaltet die Persönlichkeit als einen selbständig-schöpferischen Faktor aus, und unsere auf dieser Weltanschauung aufgebaute Taktik erstrebt nicht die Befestigung der einzelnen Persönlichkeiten, die ein gewisses System verkörpern, sondern die Überwindung des Systems selbst durch die Verstärkung und Organisation der Klassen, die ihm feindlich gegenüberstehen. Wir sind eben keine Individualisten, die zwischen dem Tyrannenmord und dem Hergentakte hin und her schwanken. Wir fassen die Gesellschaft als ein Ganzes auf, in dem die Individuen nur als vorübergehende Organe erscheinen.

Deshalb aber können wir auch nicht einen politischen Mord von jenem bürgerlich-polizeilichen Standpunkte aus beurteilen, von dem er als ein durch die persönliche Verirrung des Täters hervorgerufener Zufallsakt erscheint. Von einzelnen Fällen abgesehen, erblicken wir in einem politischen Mord eine gesellschaftliche Erscheinung, die auf einen unheilvollen Zustand der politischen Gesellschaft hindeutet. Der Volkstredner des Mords mag sich selbst als eine freie, völlig aus eigener Initiative handelnde Persönlichkeit betrachten. Wir aber wissen, daß dem nicht so ist, daß er, trotz seinem Bewußtsein, nur als unbewußter Volkstredner der vorhandenen gesellschaftlichen Tendenzen handelt.

Die sensationelle Ermordung eines hohen englisch-indischen Beamten durch einen jungen indischen Studenten, Dhingra, im Imperial-Institute in London, kann als Illustration zu diesen Sätzen dienen. Der Mord, so liest man in der englischen Presse, ist ganz nach dem russischen

„nihilistischen“ Muster. Ja, gewiß, aber ist denn die englische Regierung in Indien auch nicht ganz nach dem russischen Muster? Bereits vor einem halben Jahrhundert hat der große Aufstand — die „Mutiny“, wie die Engländer ihn nennen — mit Blut und Feuer bewiesen, daß die bis ins Mark ausgepowerten indischen Völker mit der englischen Herrschaft nie versöhnt werden können. Man hat ihnen dann vom Thron feierlich versprochen, daß nunmehr die schreckliche ökonomische und politische Ausbeutung aufhören und die Völker allmählich die Rechte der Selbstverwaltung bekommen werden. Wurden diese Versprechen etwa eingelöst? Mit nichten! Die Ausbeutung der Völker dauerte fort, keine einzige Reform wurde gewährt, Hunger, Pest und Cholera folgten einander noch häufiger denn vorher, und das einzig-neue war die systematische Auspielung der rückständigen mohammedanischen Minderheit gegen die fortgeschrittenere hindostanische Mehrheit. Was konnte die Folge eines solchen Systems sein? Die breiten Massen der Bevölkerung sind Bauern, die Arme, die aus den wildesten Stämmen der Eingeborenen rekrutiert wird, ist einem nationalen Empfinden wenig zugänglich, während die Bourgeoisie und das Proletariat nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung bilden. Unter solchen Umständen blieb nur die Klasse der Intellektuellen, die der englischen Herrschaft Opposition machen könnte. Und sie tat es. Es entstand eine große nationalistische Presse, es bildete sich eine große Klasse revolutionärer Redner und Agitatoren aus, und es wurde eine lebhafte Bewegung gegen den britischen Raja in Fluß gesetzt. Wie in Rußland in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, so war auch diese Bewegung durchaus friedlich und könnte dem bestehenden Regime nur wenig schaden. Allein die Natur des Despotismus ist überall dieselbe, und man griff sofort zu Ausnahmegeetzen. Zuerst wurde ein altes, aus der Zeit der berüchtigten East India Company stammendes Gesetz von 1818 wieder in Kraft gesetzt, wonach die Exekutivgewalt das Recht hat, ohne jegliches gerichtliches Verfahren, ohne sogar den Beschuldigten die ihnen zur Last gelegten Taten mitzuteilen, beliebige Personen, die der Polizei verdächtig sind, zu verhaften, ins Gefängnis zu werfen und auf unbestimmte Zeit nach einem beliebigen Ort zu verbannen und dort wieder im Gefängnis zu halten. Kraft dieses „Gesetzes“ wurde eine Reihe vornehmer Bürger sofort hinter Schloß und Riegel gesetzt. Da dies die Agitation nicht zu hindern vermochte, da auch die gerichtlichen Verfolgungen wegen Hochverrats ihren Zweck verfehlten und sogar die allgemeine Aufregung steigerten, erließ man neue Gesetze gegen die Presse und gegen Versammlungen, wie sie selbst in Rußland unbekannt sind. Noch vor ein paar Wochen wurde in Bombay ein Publizist auf Grund dieser Gesetze

für „aufrührerische“ Schriften zu lebenslänglicher Gefangenschaft und Konfiskation seines Eigentums verurteilt! Wie konnte die Intelligenz auf diese barbarischen Maßregeln anders als durch Terrorismus antworten? Der Terror ist die Waffe der Intellektuellen in einem Lande, wo die Volksmassen für den Kampf weder organisiert noch reif sind, und er erscheint auf der historischen Bühne jedesmal, wenn dieser Schicht die konstitutionellen Mittel der Agitation abgeschnitten werden. Am 1. Mai vorigen Jahres wurde die erste Bombe in Indien geworfen, und ihr folgte seitdem eine große Anzahl. Die Regierung reagierte mit dem Galgen, dem Gefängnis, mit Verhängung des Belagerungszustandes über die gefährlichsten Gegenden, aber zugleich sah sie sich gezwungen, auch den Reformweg zu betreten. Wie diese „Reformen“ aussehen, haben wir bereits einmal in diesen Spalten besprochen. Sie gehen darauf aus, in den Provinzen kleine Beratungsdumas zu schaffen, die von der Bevölkerung durch indirekte Klassen- und Klassenwahlen erwählt, keine Rechte, außer dem der Meinungsäußerung über einige minderwichtige Angelegenheiten (das Budget, das Heer, die Reichssteuern usw. sind ausdrücklich ausgeschlossen) besitzen. Es war ein Versuch, den Bären zu waschen, ohne den Pelz nach zu machen. Natürlich wurde die Anknüpfung dieser „Reform“ von den revolutionären Elementen mit Hohn aufgenommen. Da aber der größte Teil der zurzeit existierenden Presse englisch-fromm ist, wurde sie den Machhabern zu Hause als die Erfüllung aller irdischen Wünsche hingestellt. Noch vor drei Wochen erklärte der Staatssekretär für indische Angelegenheiten, Lord Morley, im Parlamente, die Gefahr eines Aufruhrs in Indien sei vorbei, und die konservative Presse bereute es offen, daß den Indiern auch dieses kleine Zugeständnis gewährt worden war.

Da ertönte plötzlich der Schuß im Imperial-Institute! Er bewies, daß die Freude der Herrschenden vorzeitig war, daß der Geist des Aufruhrs weder mit der Peitsche noch mit dem Zuckerbrot in Indien auszurotten ist. Dazu kommt, daß seit dem Beginn der revolutionären Bewegung die indische Jugend, die in großer Zahl jährlich nach London zwecks Vollenbung ihrer Bildung strömt, polizeilich bewacht wird und daß die „Verdächtigen“ unter ihnen nicht zu den Prüfungen zugelassen werden. Ein gewisser Krishna Warma, der als der theoretische Kopf der revolutionären Partei betrachtet werden kann, der einst in seiner Heimat in einem unter dem „Schutze“ Englands stehenden indischen Staate Minister war, wurde sogar aus der englischen Rechtsanwaltschaft ausgeschlossen und das von ihm in Oxford gestiftete Katheder der Soziologie abgeschafft, worauf er selbst sein Diplom eines Oxforder Magister Artium zurückgab. Wie das Attentat Dhingras bewiesen hat, haben diese kleinlichen Ver-

Seuilleton.

„Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.
Von Karl Fischer.

Abends nach der Ruhstunde war Unteroffizier Beier gewöhnlich in der Kantine oder in der Stadt, so daß die Rekruten seiner Korporalschaft unter sich allein waren. Der Stubengefreite zeigte sich den Rekruten gegenüber gutmütig. Mit keinem machte er eine Ausnahme, und nicht im geringsten ließ er merken, daß er den Rekruten seiner Korporalschaft eigentlich Vorgesetzter sei.
„Gefreiter!“ fragte ihn Brinkmann. „Wann kriegen wir denn die Gewehre?“
„Die kriegt ihr erst kurz vor Weihnachten.“
„So lange müssen wir jeden Tag auf dem Hof Freiübungen machen?“
„Natürlich! Seid nur froh, daß ihr sie noch nicht habt! Dann geht erst richtig der Dienst los.“
„Wenn wir sie nur schon hätten!“ rief Miehschle. „Das ist ja so langweilig, das ewige Fuß- und Armrollen.“
„Wer hat heute Stubendienst?“ fragte der Gefreite.
„Hier! Ich!“ rief Volter.
„Sehen Sie genau nach, ob dann die Stube ordentlich sauber ist. Sergeant Schneider hat heute Dienst. Der melbet gern. Wenn jemand fragen sollte, wo ich bin, dann sagt ihr, ihr wüßtet's nicht! Komme dann gleich einer rauf in die Kantine und hole mich.“
„Ich wollte“, sagte Bek, als der Gefreite gegangen war, der ganze Militärzirkel wäre schon vorbei. Ich bin jetzt schon ganz kaput. Wie gerädert legt man sich

abends in seine Falle und früh — noch ganz hin von gestern — steht man wieder auf. Ich glaube, ich werde verrückt in den zwei Jahren.“
„Guckt mal diesem Ferkel, diesem Grestker zu!“ rief Miehschle. „Eben hat er sich sein Koppel blank gewienert — da jabbert er's wieder mit seiner stinkigen Pfeife voll.“
„Das geht dir doch nix an!“ erwiderte dieser. „An wenn ich mein Koppel weiß schmiere —“
„Das geht uns nicht an? Meinst du, das ist gut für die Korporalschaft, wenn du jeden Morgen auffällst? Du wirst schon der erste sein, der ins Loch kommt.“
„Laß ihn doch!“ rief Brinkmann. „Grestker wird seine Sach schon noch lernen.“
„Du nimmst natürlich den Dred-Wades noch in Schutz. Gestern habe ich von ihm Stubendienst übernehmen müssen, da war das Ekblech ganz verrostet! Wenn mir das noch einmal passiert, Grestker, dann melde ich das einfach dem Unteroffizier. Na — ich will bloß froh sein, wenn das Kompagnieexerzieren da ist. Sollst mal sehen, was du dann für Tritte von den Alten kriegst.“
„Wenn du nur keine kriegst!“ höhnte Grestker.
„Das soll nur einer wagen!“
„Du bist ja gestern schon gepufft worden! Ich hab's gesehen!“
„Das war auch so'n Wades! Den hast du doch höchstens aufgehört, weil er dein Landsmann ist. Der soll's nur noch mal riskieren —“
„Macht schnell mit eurem Puzen!“ rief Volter. „Es ist dreiviertel Neun! Es wird gleich blasen.“
Eiligst packten die Rekruten ihre Sachen zusammen und bereiteten sich zum Schlafengehen vor. Volter war fertig mit dem Auskehren der Stube und stellte seinen Schemel vor sein Bett.
„Sind alle da?“ rief der eintretende Gefreite.
„Weidemüller fehlt noch“, antwortete Volter,

„Wo steckt der denn?“
„Der war vor fünf Minuten noch hier!“ bemerkte Miehschle.
„Sicher wird er ausgetreten sein.“
Kurz vor Zapfenstreich kam Weidemüller herein. Das Taschentuch hielt er unter die Nase, und aus seinen Augen rannen Tränen. Ueberrascht blickten ihn alle an.
„Nanu“, rief Miehschle, „was ist denn mit dem los? Du hast doch nicht etwa Haue gekriegt?“
„Wer hat Sie geschlagen?“ fragte der Gefreite.
„Der Sädel, der Spahengefreite, der Kernberger!“ antwortete Weidemüller heulend.
„Warum denn?“
„Das weiß ich nicht! Wie ich in die Latrine komme, kommt mir der Kernberger entgegen und fragt mich, was ich so spät noch auf der Latrine zu suchen hätte — da hatte ich aber auch schon eins auf der Nase. Der Börner von Stube neunundachtzig hat's gesehen — der war mit mir gegangen und ist dann ausgerissen.“
„Der hatte es auch schon einmal auf mich abgesehen!“ rief Miehschle.
„Du bist ein Simpel!“ rief Grestker Weidemüller zu. „Ich gehe schon lange auf den Hof, wenn ich so spät noch raus muß.“ Dabel lachte er und schnitt ein pfliffiges Gesicht.
„Kernberger hat schon immer eine Wut auf mich!“ heulte Weidemüller weiter. „Erst gestern hat er mich auf dem Fluß in den Hintern getreten.“
Nach dem Zapfenstreichsignal trat Sergeant Schneider als Unteroffizier vom Dienst in die Stube.
„Achtung!“ rief Volter laut. „Stube dreiundachtzig alles da.“
„Ausziehen!“ kommandierte der Sergeant nach einem prüfenden Blick in die Stube. Da fiel sein Auge auf die blutende Nase von Weidemüller.
„Was fehlt denn dem da?“